



Der argentinische Jesuit Jorge Mario Bergoglio wurde am 13. März 2013 zum Papst gewählt

Der Hochverräter

Fünf Jahre ist Franziskus im Amt. Das Kirchenvolk liebt ihn für seine klaren Worte, aber die Widersacher in der Kirchenhierarchie halten an ihrem Urteil fest: Dieser Papst sei kein Theologe. Sondern ein Populist

VON THOMAS ASSHEUER

Ist Papst Franziskus nicht ein Glücksfall für die katholische Kirche? Sogar streng Nichtgläubige interessieren sich für Jorge Mario Bergoglio. Menschen, die im Vatikan nichts anderes sehen als ein Reich der Finsternis, das leider Gottes durch einen unverzeihlichen Irrtum der Weltgeschichte seinen verdienten Untergang überlebt hat.

Und doch – auch nach fünf Jahren im Amt zieht der Charismatiker immer noch einen heiligen Zorn auf sich. Für seine einflussreichen Gegner, darunter viele nordamerikanische Bischöfe, ist Franziskus ein theologischer Populist und seine Beliebtheit der schlagende Beweis für seinen Kniefall vor dem liberalen Zeitgeist. »Ist der Papst überhaupt Katholik?«, fragen sie und beklagen eine »Protestantisierung« der Kirche. »Ein Argentinier belehrt Europa!« Allein die Tatsache, dass Franziskus jenen Katholiken zu helfen versucht, die nach einer Scheidung noch einmal kirchlich getraut werden wollen, dass er also eine Reform des kanonischen Verfahrens für Ehenichtigkeits-erklärungen anstrebte, löste eine Rebellion im Vatikan aus. Seitdem kursiert dort eine Bannschrift, die das »wahre Christentum« vor dem Revoluzzer aus Buenos Aires retten will – kein Papst dürfe ungestraft behaupten, die christliche Botschaft sei wichtiger als die Dogmatik. Möge Franziskus als Menschenfänger auch gewisse Qualitäten besitzen, auf dem Feld der Glaubenslehre entpuppe er sich als gefährlicher Amateur. Seine Gotteslehre? Ein Bastelwerk im Latin-Style. »Copacabana-Theologie« eben.

Damit kein Irrtum aufkommt: Es geht in diesem Konflikt nicht nur um einen neuen pastoralen Stil, nicht um die hemdsärmelige Performance des Papstes auf der Weltbühne. Es geht auch nicht um einen Mangel an christlicher Milde, wenn er seine Kritiker durch Schweigen abstrafft oder Kardinälen die Leviten liest wie Ministranten, die beim Hochamt das Weihrauchfass demoliert haben. In dem Streit geht es um nicht weniger als den Vorwurf, das Oberhaupt der katholischen Kirche begehe theologischen Hochverrat. Anstatt mit dogmatischer Klarheit und pontificaler Würde die gottlose Moderne zu bekämpfen, predige Franziskus ein Evangelium der Anpassung und Aufweichung. Der Bischof von Rom sei – ein Häretiker.

Wie alle Konflikte, die nicht zur Ruhe kommen, so besitzt auch dieser einen traumatischen und argumentativ schwer zugänglichen Kern. Im Fall der konservativen Papstkritiker ist es das Trauma von 1789, es ist die Französische Revolution mit ihrer »teuflichen« Schwester, der Religionskritik. Hand in Hand hätten sie versucht, Gott vom Thron zu stürzen und die »gerechte Gesellschaft« an seine Stelle zu setzen. Die Moderne wollte sich selbst erlösen. Sie spielte Gott – und schuf die Hölle auf Erden.

Das ist der Grund, warum die Gegner des Papstes »Selbsterlösung« wittern, wenn Franziskus sich auf lateinamerikanische Befreiungstheologen beruft, zum Beispiel auf seinen Lehrer Lucio Gera. In den Augen der Konservativen handelt es sich bei ihnen um eine marxistische Sekte, die das Evangelium mit einer Soziallehre verwechselt und mit falscher Zunge redet: Befreiungstheologen predigen Religion und meinen Sozialismus. Sie fordern Gerechtigkeit und organisieren den Umsturz. Anstatt in den Exerzitien des Ausharrens das Kreuz der Welt auf sich zu nehmen; anstatt mit Engelsgeduld auf den Jüngsten Tag zu warten, wollen sie das Joch des menschlichen Leidens abschütteln und das Paradies auf Erden errichten. Befreiungstheologen sind die Nachgeburt der Französischen Revolution. Und wer halte den Selbsterlösern die Treue? Papst Franziskus.

Selbsterlösung: Das ist ein ungeheurer Vorwurf, so ziemlich der schlimmste, den man in Kirchenkreisen erheben kann, schon unmittelbar nach der Papstwahl stand er wie ein böses Gerücht im Raum. In seinem Lehrschreiben *Evangelii Gaudium* (2013) hat Papst Franziskus darauf mit einem klugen theologischen Schachzug reagiert und den Spieß umgedreht: Nicht er predige Selbsterlösung, sondern seine Kritiker. Mit Protz und Prunk betrieben sie den Exodus aus der Gegenwart; mit höfischem Gehabe zögen sie sich auf den Fels Petri zurück und verwandelten eine lebendige Kirche in ein totes Museum. In ihrem grenzenlosen theologischen Narzissmus »fühlen sie sich den anderen überlegen, weil man selbst einem gewissen katholischen Stil der Vergangenheit unerschütterlich treu bleibt«.

Er verlangt von der Kirche etwas Ungewohntes: Machtlosigkeit

Franziskus, der erste nicht europäische Papst seit 1200 Jahren, lehnt eine Theologie des Rückzugs ab, sie empört ihn regelrecht. »Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein« und die Jesus nur noch »für ihr Eigenleben beansprucht«. Es könne Gott nicht gefallen, wenn Rom sich abschotte, wenn der Vatikan die Hände in den Schoß lege und die Wahrheit nur noch verwalte. Die Kirche sei keine heilige Monarchie, sondern ein »Feldlazarett nach einer Schlacht« – der barmherzige Samariter, der in den Elenden das Bild Christi erkennt und ihre Wunden heilt. »Mir ist eine ›verbeulte‹ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund ihrer Bequemlichkeit, sich an ihre eigene Sicherheit zu klammern, krank ist.«

Dieser Papst verlangt von der Kirche etwas sehr Ungewohntes: eine souveräne Machtlosigkeit, den Verzicht auf majestätische Repräsentation und klerikale Ruhmsucht. Nur mit der reinen Geste, nur mit Großherzigkeit solle sie der Welt gegenüber-

treten, denn in jeder Selbstinszenierung stecke ein heimlicher Triumphalismus, ein Vergessen des Kreuzes. »Wenn wir ohne das Kreuz gehen, wenn wir Christus ohne Kreuz bekennen, sind wir nicht Jünger des Herrn: Wir sind weltlich, wir sind Bischöfe, Priester, Kardinäle, Päpste, aber nicht Jünger des Herrn.« Franziskus, wie man in Lateinamerika sagt, will keine Priester, die ein Kind am Straßenrand liegen lassen, nur damit der Gottesdienst pünktlich beginnt.

Bleibt noch die rabiate Kapitalismuskritik des Reformpapstes. Seine Gegner sehen darin den endgültigen Beweis, dass sich unter dem heiligen Talar ein profaner Revolutionär versteckt, ein Radikaler im kirchlichen Dienst. Und es stimmt ja auch: Die rhetorische Schärfe, mit der Franziskus die »Erbarmungslosigkeit« des »vergöttlichten Kapitalismus« angreift, ist bemerkenswert. »Diese Wirtschaft tötet«, sagt er; sie sei »an der Wurzel ungerecht«, sie »versklave« die Menschen. »Die Ausgeschlossenen sind nicht ›Ausgebeutete‹, sondern Müll, ›Abfall‹.« Es sei »unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte an der Börse Schlagzeilen macht«.

Marktfromme Publizisten, die gegenüber ökonomischer Gier oft genug barmherzige Milde walten lassen, haben an solchen Sätzen empört Anstoß genommen und werfen dem Papst vor, er leugne die Vorzüge des segensreichen Kapitalismus und wolle die Reichen zum Teufel jagen. »Sind nicht auch Unternehmer Gotteskinder?« Tatsächlich muss man genau hinschauen. Wenn der Papst vom Kapitalismus spricht, dann hat er zunächst den alten südamerikanischen Ausbeutungskapitalismus vor Augen, die Missetaten von US-Konzernen und den Beinahe-Crash des Weltmarktes 2008. Franziskus sagt weder, der Kapitalismus sei grundsätzlich eine Sünde, noch behauptet er, es gehe eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in den Himmel komme. Für den Papst spricht nichts gegen die »Tätigkeit eines Unternehmers«, solange dieser sich bemühe, »die Güter dieser Welt zu mehren, sie für alle zugänglich zu machen und wirklich dem Gemeinwohl zu dienen«.

Worin besteht dann die Sünde des Kapitalismus? Sie besteht zum einen in der himelschreienden Ungleichverteilung der Güter; zum anderen besteht sie in der Ausbeutung der Schöpfung, des »ungeschuldeten Geschenks Gottes«, das der Mensch nicht durch »anthropozentrische Maßlosigkeit« zerstören dürfe. Franziskus trägt noch ein zweites, für seine Kritiker ziemlich ungemütliches Argument vor: Der kapitalistische Lebenskampf, sagt er, verwandle die Seele in einen »inneren Marktplatz«. Er ersetze den religiösen Sinn des Menschen und verurteile ihn zu spiritueller Armut. Wem das Wasser bis zum Hals stehe, wer in ständiger Panik lebe, ob er morgen noch

seine Familie ernähren kann, dessen Bewusstsein sei unfrei. Er könne die Frage nach dem Sinn des Lebens gar nicht mehr stellen. Franziskus sagt also nicht: »Not lehrt beten.« Er sagt, die soziale Not mache Menschen zu metaphysischen Idioten. Wo Armut ist, da lacht der Teufel. Vermutlich werden seine Kritiker nicht lockerlassen und behaupten, die päpstliche Botschaft unterscheide sich nur unwesentlich von einem handelsüblichen Weltverbesserungsprogramm. Auch das ist ein Irrtum. Franziskus, der erste Jesuit auf dem Stuhl Petri, denkt keineswegs wie ein Sozialphilosoph; er appelliert weder an die praktische Vernunft noch an die träge gewordene Zivilisationsmoral. Ausdrücklich spricht er von den Mächten des Bösen und verlässt den Pfad aufgeklärter Plausibilität, wenn er sagt, moralisches Handeln sei nichts, wozu sich das »isolierte Individuum« aus freien Stücken entschließen könne. Vielmehr setze moralisches Handeln ein inneres Feuer voraus: »Ich weiß, dass keine Motivation ausreichen wird, wenn in den Herzen nicht das Feuer des Heiligen Geistes brennt.«

Franziskus nimmt eine mystische Haltung ein

Mit anderen Worten: Franziskus nimmt eine mystische Haltung ein und folgt dem Gedanken der Kenosis. Wie Gott sich von der Schöpfung zurückgezogen habe, so müsse auch der Mensch ganz leer werden und sich »entäußern«. Erst in dieser Selbstzurücknahme wird er für die Gnade Gottes empfänglich, er wird fähig, sich für seine Taten zu schämen und Nächstenliebe zu üben. Kurzum, es geht Franziskus nicht um die Nachahmung Christi, das erscheint ihm eitel und machtverliebt; es geht ihm um die »Öffnung der Herzen«. Weil diese Öffnung dem bloß moralischen Wollen und Wünschen entzogen ist, kann der Gläubige sie nur erbitten – in der täglichen Andacht, im »leiblich erfahrenen Gebet mit der Gemeinde«, im Studium der Schrift, in den Fürbitten. Franziskus hat also durchaus recht, wenn er seinen Kritikern zuruft, für die Kirche sei »die Option für die Armen in erster Linie eine theologische Kategorie und erst an zweiter Stelle eine soziologische, politische oder philosophische Frage«.

Die päpstliche Lehre ist stark und schwach zugleich. Wenn Barmherzigkeit der Name Gottes ist – ist sie dann wichtiger als Gerechtigkeit? Soll sie die Gerechtigkeit gar ersetzen? Und wem gegenüber ist die Kirche barmherzig? Gegenüber allen? Auch gegenüber den Verbrechern in den eigenen Reihen, die jahrelang Kinder missbraucht haben? Besteht nicht die Gefahr, die äußere Welt zu entwerten, den täglichen Kampf um Demokratie und Freiheit? Im ewigen Licht einer mystischen Barmherzigkeit erscheinen diese Kämpfe irdisch und klein, und darum kann es geschehen, dass Franziskus bei seinem Kuba-Besuch für inhaftierte Dissidenten leider Gottes keine Zeit

hatte. Dabei müssten solche Menschen gar nicht erlöst, sie müssten nur befreit werden.

Und dennoch – die konträren Positionen sind im Vatikan überscharf markiert. Auf der einen Seite stehen die Papstgegner, die um die dogmatische Autorität der Lehre fürchten. Mit dem Argwohn der Enttäuschten trauen sie der modernen Gesellschaft nicht über den Weg; sie wünschen sich ihre Kirche groß und mächtig, damit das Licht der kommenden Erlösung die nihilistische Finsternis der niedergehenden Welt überstrahlt. Auf der anderen Seite steht der Erneuerer Franziskus mit seiner Forderung, die Kirche möge sich genau *dieser* Moderne öffnen und dabei gottergeben auf jeden Machtanspruch, auf jede klerikale Identitätspolitik verzichten. Subversive Ohnmacht heißt sein theologisches Programm, und demnächst wird er es auf einer Synode der Jugend predigen: christliche Demut gegen die sündhaften Mächte von Unrecht, Ausbeutung und Naturzerstörung; die Heiligkeit des Lebens gegen die Grausamkeit von Terror und Krieg. »Die Barmherzigkeit Gottes übersteigt unsere menschlichen Kalküle und will nichts anderes, als dass alle Menschen gerettet werden.«

Die Betonung liegt auf »alle«, und das bedeutet nicht weniger als dies: In den Augen des Papstes repräsentiert die Kirche das Gattungsbewusstsein – jenes Bewusstsein von der Einheit der Menschheit, das unterzugehen droht im »Triumph des Partikularismus«, in nationaler Raserei und dem Weltbürgerkrieg der Kulturen. Deshalb predigt er »gegen die Globalisierung der Gleichgültigkeit«, klar und konkret. Denn die Wahrheit ist konkret. Oder sie ist gar nicht.

Foto: Stefano Dal Pozzolo/contrasto/laif